

Horst Hinz (Bad Homburg v.d. Höhe)
WIRTSCHAFTSTHEORIE VON MORGEN
Zu Hans Alberts Buch „Marktsoziologie und Entscheidungslogik“

Etwa seit 1954, das heißt seit Erscheinen seines Buches „Ökonomische Ideologie und politische Theorie“ attackiert Hans Albert (86), einst Volkswirt und Ordinarius für Soziologie und Methodenlehre in Mannheim, das auf Eucken, Keynes oder Marx, auf Historismus, Hermeneutik oder Institutionalismus eingeschworene, für Forschung und Lehre verantwortliche universitäre und nichtuniversitäre Establishment.

Er fungiert gewissermaßen als „Haupt-Innovator und -Sprecher“ der den „Kritischen Rationalismus“ von Karl R. Popper bejahenden Vertreter in fast allen Fachbereichen.

In immer neuen, brillant formulierten Problemlösungsvarianten analysiert Albert im hier relevanten Ökonomiebereich die herrschende (neoklassische und neoklassische) Lehre „in Grund und Boden“.

Er propagiert auf seiner Suche nach „ökonomischer Wahrheit“ gleichzeitig die „WIRTSCHAFTSTHEORIE VON MORGEN“.

Der Autor der folgenden Zeilen, Horst Hinz (81), ist gelernter Volkswirt, war im Grundsatzreferat von Prof. Dr. Karl Schiller während dessen Amtszeit als Senator für Wirtschaft von Berlin tätig und arbeitete danach 5 Jahre lang als Referent im Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) in Berlin. Insofern kennt er die Schwierigkeiten bei der Anwendung einer bis dahin „fremden“ Theorie.

Diese Art von „innovationsbedingter Fremdheit“ gehörte in den folgenden 20 Jahren – immer wichtiger werdend – mit

„Ein weit verbreiteter Irrtum:
Mut zu seinen Überzeugungen zu
haben. Es geht vielmehr darum,
seine Überzeugungen anzugreifen.“
Friedrich Nietzsche

„Die Nationalökonomie ist nicht
nur ein Zweig der Theologie“
Joan Robinson

zu meinem Aufgabengebiet (1969-1989) als Mitarbeiter der Wirtschaftsabteilung, die dem jeweiligen 1. Vorsitzenden der Industriegewerkschaft Metall unterstellt war.

Wichtig für mich: Etwa Mitte der 60er Jahre hatte ich bei Freunden Hans Albert kennen gelernt; unser Briefwechsel hielt lange an und seine „Sonderdrucke“ veränderten mein Weltbild. Von der „Gesellschaft für kritische Philosophie“ und Ihrer Zeitschrift „Aufklärung und Kritik“ erfuhr ich erst vor wenigen Wochen.

Doch nun zur Sache: Wo liegen die Probleme?

Mehr und mehr wird den Ökonomen auch im deutschen Sprachbereich klar: Der methodologische Boden, auf dem die Sozial- ebenso wie die Naturwissenschaften, also sämtliche exakten Disziplinen stehen, ist bestenfalls ein „Sumpf“. Diese erfreulich selbstkritische Reflexion ist zu einem sicher nicht geringen Teil dem Protagonisten der aktuellen Selbstbesinnungswelle in der Sozialwissenschaft, Hans Albert, zu verdanken¹.

Seine Schocktherapie scheint Früchte zu tragen. Der Kreis jener Sozialwissenschaftler wächst, die das Verhaltensmuster des

Naiven – Methodologie sei überflüssig, wenn nicht gar schädlich – ablegen.

Ökonomie ist partielle Soziologie

Grundlage dieser Tendenz ist die Einsicht, dass die der Ökonomie gestellten Probleme nicht durch „rein ökonomische“ Analyse gelöst werden können. Die neoklassische Idee von der „Autonomie“ der Nationalökonomie zerbricht vor der zentralen Fragestellung der Disziplin: „Erklärung der Marktphänomene und insbesondere der Preis- und Einkommensgestaltung im Rahmen eines bestimmten Sozialmilieus“.

Ökonomie erweist sich damit als der Versuch, bestimmte soziale – nämlich kommerzielle – Beziehungen zwischen Personen und Gruppen und nicht allein zwischen Güter- und Geldmengen zu erklären; sie wird zur partiellen „Soziologie des Marktverhaltens“ oder – wie die Klassiker es nannten – zur „politischen Ökonomie“.

Damit aber tangiert die Analyse auch die Kategorie der „Macht“. Denn sowohl in der Distributions- als auch in der Produktionssphäre vergrößert, vermindert oder stabilisiert die relative Verfügungsgewalt über Güter die Chance, „soziale Prozesse im Sinne eigener Zielsetzungen zu beeinflussen... In diesem Sinne dürfte es kaum eine schlechthin machtlose Gruppe geben“. Leistungs- von Machteinkommen sind kaum zu trennen; daher kann „jedes Einkommen als Ausfluß und als Symptom einer entsprechenden Machtposition seines Beziehers“ – basierend etwa auf Eigentum oder auf besonderen Fertigkeiten oder Kenntnissen – angesehen werden². Es sind nun zwei Sachverhalte – der politische oder allgemeiner: soziologische Charakter der Ökonomie und die Allverwend-

barkeit der traditionellen ökonomischen Sprache – die zur Zeit das zentrale Thema der vom „kritischen Rationalismus“ Karl R. Poppers herkommenden Ökonomen bilden.

Unhaltbarkeit der „herrschenden Lehre“

Das ökonomische Erkenntnisprogramm entstand nach dem Zerfall der alten Kosmometaphysik aus der Hinwendung zu einer anthropologisch orientierten Sozialphilosophie; auf ihrem Boden wächst das Grundthema der *klassischen* ökonomischen Theorie, die soziologische Idee vom Marktsystem als allgemeinem Sanktionsmechanismus. Man analysiert den Markt als Anreiz- und Steuerungssystem und seine akkumulativen, distributiven und allokativen Wirkungen. Die Schule Benthams ergänzt die marktsoziologische Problemstellung durch die Idee der Zurückführung aller sozialen Vorgänge auf die Bedürfnisse der Wirtschaftssubjekte (Psychologischer Reduktionismus). Doch der Ansatz wird nicht konsequent weiterverfolgt, sondern entartet zu einer hochstilisierten Nutzenmetaphysik.

Als neue herrschende Lehre etabliert sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts, bestimmt durch die marginalistische Revolution (Grenznutzen- bzw. Grenzproduktivitätstheorie), die *neoklassische* Ökonomie. Die heterodoxen Richtungen der Nationalökonomie: der Historismus, Institutionalismus usw., selbst die andere Hauptrichtung, die vom historischen Materialismus beeinflusste marxistische Ökonomie, gewinnen im Westen – obwohl sie einer Soziologisierung ihrer Aussagen seit jeher offener gegenüberstanden – keine größere Bedeutung.

Konkurrenz zwischen den Theorien um die bessere Eignung zur Erklärung der Realität gibt es praktisch nicht. Beide Hauptrichtungen knüpfen zwar an die klassische Tradition an, doch ist beim hier relevanten Fragenkreis insbesondere die Neoklassik entscheidenden inhaltlichen, methodischen und ideologiekritischen Einwänden ausgesetzt. Erst in neuester Zeit bahnen sich Änderungen an.

Überholter Autonomieanspruch

Der wunde Punkt der Neoklassik ist der Glaube an die „Autonomie“ der Nationalökonomie. Drei Fragen sind zu unterscheiden, die nach der methodologischen, der logischen und der theoretischen Autonomie³.

Der *methodologische* Autonomieanspruch geht auf die Idee einer objektgebundenen Methode zurück. Sie ist überholt, denn die Struktur von Theorien, die der Erklärung oder prognostischen oder technologischen Verwendung dienen, erwies sich für alle empirischen Wissenschaften als dieselbe. Als Abgrenzungskriterium gegenüber nicht-wissenschaftlichen Aussagen hat sich heute weitgehend die Falsifizierbarkeit von Hypothesen (Theorien) durchgesetzt: das sogenannte Popper-Kriterium⁴.

Danach ist eine wissenschaftliche Hypothese so zu formulieren, dass sie an den Tatsachen „scheitern“, sie also widerlegt werden kann. Da „konforme“ Fälle (Verifikation) für fast jede Theorie gefunden werden können, kommt eine Theorie ihrem Anspruch, universelle, das heißt gesetzmäßige Sachverhalte zu beschreiben, erst dann nach, wenn sie sich gegenüber ernsthaften Widerlegungsversuchen bewährt hat.

Gerade die Forderung nach Falsifizierbarkeit wird nun vom neoklassischen „Modell-Platonismus“ (Albert) nicht erfüllt; sein methodisches Instrumentarium – Modellkonstruktion, Gedankenexperiment, abnehmende Abstraktion, Variationsmethode – ist auf die Illustration der Modelle an Hand konformer Fälle oder die „numerische“ Ausfüllung ihrer Leerformen, also auf ihre „Verifikation“ hin angelegt.

Der *logische* Autonomieanspruch basiert auf der Vorstellung einer mit Hilfe des „ökonomischen Prinzips“ zu überwindenden „Knappheit der Güter und Unbegrenztheit der Bedürfnisse“. Folgerichtig kommt man hier zu einer Theorie des „rationalen“ Handelns, zu einer allverwendbaren Art „Entscheidungslogik“, nicht zu einer empirischen Wissenschaft.

Das klassische Programm – Erklärung sämtlicher marktrelevanten Tauschvorgänge – wird auf rein finanzielle Aspekte eingeeengt; gleichzeitig wird mehr oder weniger implizit eine bestimmte institutionelle Situation, in die das untersuchte Tauschsystem eingebettet ist, vorausgesetzt: die kapitalistische. Bestimmungsgründe außerhalb des Finanziellen und die institutionelle Situation werden in den so genannten Datenkranz verbannt. Die von Bentham begonnene psychologische Reduktion unterbleibt. Statt zum Entwurf einer gehaltvollen (Sozial-)Psychologie greift man zur Entleerung der Begriffe von fast jedem Informationsgehalt und begnügt sich mit einem Formalismus, der die Güterbewegungen des kommerziell organisierten Bereichs als Ausfluss der Nutzenkalküle letzter Konsumenten erscheinen lassen soll.

Dieser Formalismus wird – wie wenn man auf der Flucht vor der Wirklichkeit wäre – durch im Hinblick auf Erkenntniszweck und Informationshorizont übersteigerte Anwendung der Mathematik immer komplizierter angeboten; dennoch bleibt er ein in das Sprachgewand der Ökonomie gekleidetes logisches Exerzitium, eine „Logik der Wahl“ (Oskar Lange).

Hilflos im konkreten Fall

„Wenn es eine bestimmte Abhängigkeit der Preise von den Kosten gibt und die Kosten steigen, dann werden die Preise gemäß der Abhängigkeit variieren“ – von dieser rein logisch-konditionalen Art sind dann die Aussagen neoklassischer Ökonomen. Dabei tauchen die Fragen

- nach den tatsächlichen Ursachen des Preis- und Kostenverhaltens der Individuen und Gruppen,
- nach der Lage und Form der Preis- und Kostenkurve determinierenden Machtverhältnissen,
- nach den Motivations-, Steuerungs- und Kontrolleffekten bestimmter Institutionalisierungen und Internalisierungen von Verhaltensweisen und Aktionsbereitschaften,
- nach der Struktur des Sozial- und Kulturmilieus, wie sie etwa Max Weber in seiner „Protestantischen Ethik“ beschreibt,

gar nicht erst auf. Und hilflos stellt der Ökonom fest: „Die Interdependenz von Nachfrage- und Kosteninflation und der Einfluß der ‚administered prices‘ sind von der Theorie weitgehend durchleuchtet (?). Im konkreten Fall allerdings (!) gehen die Urteile zumeist darüber auseinander, ob die Ursache für Preissteigerungen in einer zu starken Expansion der Nachfrage zu

suchen ist, ob Kostensteigerungen den Anstoß gegeben haben, oder ob nicht vielmehr der institutionell gesetzte Datenkranz zu Preiserhöhungen veranlasst hat. Dennoch, oder auch gerade deshalb (?), ist es instruktiv, sich – ohne die Frage nach der auslösenden Ursache zu stellen (!) – einen Überblick über den Preistrend... und die ihn begleitenden Faktoren zu verschaffen.“⁵

Dem *theoretischen* Autonomieanspruch der Neoklassik liegt die Idee zugrunde, es gäbe einen isolierbaren wirtschaftlichen Bereich mit sogenannten Eigengesetzlichkeiten. „Die Auffassung, für die verschiedenen Bereiche der Gesellschaft (Recht, Staat, Wirtschaft, Familie usw.) müsse es unbedingt verschiedene Theorien oder gar Wissenschaften geben, ist aber wissenschaftslogisch ebenso absurd wie die Ansicht, für jede Gesteinsart müsse es eine andere Chemie, für jede Art von Lebewesen eine andere Biologie geben... Der Glaube an die Notwendigkeit verschiedener Wissenschaften für die „offenkundig“ verschiedenen Bereiche des sozialen Lebens ist... ein Aberglaube.“⁶

Das Marktsystem ist kein geschlossenes System, das im Grenzfall vollkommen endogen erklärt werden könnte. Vielmehr „(ist) wirtschaftliches Verhalten, konkret gesehen, ein Aspekt des institutionellen Verhaltens“, so dass „die wirtschaftliche Motivierung überhaupt keine eigentliche Kategorie der Motivierung auf tieferer Ebene darstellt.“⁷

Die Ursachen ökonomischer Phänomene liegen demnach im außerwirtschaftlichen Bereich und sind in der sogenannten *Ceteris-paribus*-Klausel der Neoklassik, ohne näher spezifiziert zu sein, eingefroren. Das aber bedeutet, dass sie willkürlich für die

Erklärung ökonomischer Phänomene herangezogen werden können.

So können etwa die Ergebnisse (Wirkungen) des hochentwickelten Theorien-Prüfungs-Instruments „volkswirtschaftliche Gesamtrechnung“ leicht als „gewollt“ interpretiert und damit jede praktizierte Politik ex post gerechtfertigt werden, da die Bestimmungsgrößen der Gesamtrechnungszahlen ja gar nicht auftauchen und auch außerhalb der Neoklassik bisher nur selten untersucht wurden. Der Apologie des jeweils herrschenden Establishments und seiner Politik ist damit Tür und Tor geöffnet.

„Galileische Wende“

Die Fehlentwicklungen der neoklassischen Theorie – in vielem mit dem Keynesianismus identisch – liegen nicht nur den „modernen“ Wachstums-, Produktions- und (normativen) Wohlfahrtstheorien zugrunde, sondern auch den offiziellen Konjunktur- und Wachstumsdiagnosen und -prognosen, ja, zum Teil selbst den Berichten der Forschungsinstitute.

Sie gipfeln in der ordnungspolitischen Debatte im krypto-normativen, also ideologischen „Maximum-Theorem“, das heißt in der bis heute unbewiesenen und dennoch von Alt- und Neoliberalen, von Neu-, Konkurrenz- und Kalkulationssozialisten gleichermaßen vertretenen Behauptung, der Preismechanismus des statischen Modells der vollkommenen Konkurrenz bewirke auf der Basis einer immanenten Rationalität so etwas wie ein harmonisches (!) makroökonomisches Gleichgewicht, das sich durch maximale oder optimale Produktion und Bedürfnisbefriedigung aller Wirtschaftssubjekte auszeichne⁸.

Dies für die Neoklassik so fatale Urteil trifft u.a. folgende ihrer Varianten:

- Die Ansicht, Nationalökonomie sei eine apriorische Wissenschaft (Ludwig von Mises);
- die Meinung, logische Konsistenz genüge als Wahrheitsgarantie (Walter Eucken);
- die Lehre vom Datenkranz als Grenze einer erfahrungswissenschaftlichen Nationalökonomie (Heinrich von Stackelberg, Walter Eucken, Erich Schneider);
- die Vermutung, unrealistische (Als-ob-)Annahmen könnten durch die Bewährung ihrer Implikationen gerechtfertigt werden (Lionel Robbins, Milton Friedman)⁹.

Die Analyse dieser Fehlentwicklungen und ihre Relevanz in Wissenschaft und Politik erzwingen nach Meinung engagierter Wissenschaftler eine „galileische Wende“: Wie schon längst in der Naturwissenschaft müsse man auch in der Sozialwissenschaft – hält man am Konzept der Beschreibung und Erklärung der Realität fest – die Ergebnisse der modernen Wissenschaftstheorie rezipieren. Hauptgewährsmann dieser kritischen Rationalisten ist Karl Raimund Popper (1902-1994), Professor für Philosophie, Logik und Methodologie in London und Verfasser der „Logik der Forschung“ (1934)¹⁰.

Gemäß der Wissenschaftstheorie ist es Sache der empirischen oder *Realwissenschaften* (Natur- und Sozialwissenschaften), Informationen über die Realität zu vermitteln. Die von den *Formalwissenschaften* (Logik und Mathematik) entwickelten Denkformen – insbesondere die hypothetisch-deduktive Methode – dienen den Realwissenschaften vorwiegend instrumental. Die *Theorien* als axiomatisch organisierte Aussagensysteme etwa der

Form „Immer und überall wenn bestimmte Ursachen ..., dann ergeben sich bestimmte Wirkungen ...“ sind dabei „das Netz, das wir auswerfen, um die ‚Welt‘ einzufangen – sie zu rationalisieren, zu erklären und zu beherrschen. Wir arbeiten daran, die Maschen des Netzes immer enger zu machen“ (Popper).

Theorie im Dauer-Test

Das Zusammenwirken von Formal- und Realwissenschaften wird im Gegensatz zu früheren Auffassungen sowohl der Theoriebildung als auch bei der Beobachtung aktivistisch interpretiert: Ausgehend von der Basis tradierten Wissens werden auf der Suche nach Theorien (die der Erklärung der Welt und der Voraussage und technischen Anwendung dienen) aus Zufall, schöpferischer Intuition, aufgrund der Alltagserfahrung oder ganz bewusst mittels dialektischer Denkformen Hypothesen gewonnen, die dann anhand der Erfahrung – etwa der Beobachtungsdaten der Statistik – überprüft werden.

Völlig unabhängig von diesem Prozess werden die als „Basissätze“ formulierten Erfahrungsdaten ihrerseits ständiger Überprüfung unterzogen, die dann gemäß Übereinkunft (vorläufig) beendet wird, wenn der dem gesamten Erklärungszusammenhang aufgegebene Zweck (vorläufig) ausreichend erfüllt ist: die überprüfte Theorie sich also unter bestimmten Bedingungen bewährt hat.

Weder bei den Theorien, noch bei den Basissätzen gibt es also so etwas wie „absolute Gewissheit“ oder in absolutem Sinne „wahre“ Daten. Es gibt nur die dünne Decke relativ gesicherter wissenschaftlicher Erkenntnis über dem „Sumpf“ des (Noch-) Nicht-Wissens.

Mit anderen Worten: Jeder Theorie-Entwurf, jedes logische und jedes Wert-Axiom, jede „Selbstverständlichkeit“, jedes Element also im von der Wissenschaft noch nicht kontrollierten Raum wird – ist es erst einmal sprachlich fassbar, formulierbar – den strengen Regeln des Begründungszusammenhangs unterworfen. Indem man also die „wissenschaftliche Neugier“ oder den Glauben an ein „besseres Morgen“ oder an die Vermeidbarkeit konstatierten Übels oder an das „Prinzip Hoffnung“ jenseits des wissenschaftlichen Begründungszusammenhangs nach neuen Ansätzen, nach neuem Land für den Fuß des Wissenschaftlers auf die Suche schickt, wird der metaphysische Bereich als Reservoir von Erklärungsversuchen und „realen Utopien“ permanent in Anspruch genommen, wird die so genannte Grenze zwischen dem „Reich der Werte“ und dem „Reich der Tatsachen“ (Hans Reichenbach) ständig zur Diskussion gestellt.

Ziel der exakten Wissenschaften sind vor allem „Gesetze“ (Theorien, Modelle). Gesetze bilden Regelmäßigkeiten der Realität ab; man nennt sie auch „nomologische Hypothesen“. Derartige empirische Gesetze dürfen mit denen der Logik (oder mit normativen Vorschriften) nicht verwechselt werden, denn es sind *statistische* Hypothesen (stochastische Gesetze), die die Erklärung gewisser Merkmale von Ereignissen stets nur mit einer weniger als 100-prozentigen Wahrscheinlichkeit zulassen.

Forschungsregeln

Das System „Wenn > Dann“ hat folgenden Anforderungen zu genügen, wenn es seine Erklärungsfunktion erfüllen, also ein „Abbild“ der Realität sein soll:

(1) Das System muss logisch konsistent sein. Inkompatible Prämissen würden die Ableitung widersprüchlicher, also auch entgegen gesetzter Theoreme gestatten.

(2) Der Realitätsbezug der Aussagen muss gegeben sein.

(3) Die Aussagen müssen nicht nur „logisch wahr“, sie müssen auch „empirisch wahr“ sein. Genügte die logische Wahrheit, dann müsste man zwei sachlich unvereinbare Theorien als „wahr“ anerkennen, wenn sie keinen logischen Widerspruch enthalten.

(4) Informationsgehalt der Aussagen ist zu fordern. Nur-logische Aussagen informieren nicht; sie schließen keinen empirischen Sachverhalt aus, sind tautologisch, damit nicht falsifizierbar. Empirische Aussagen verkleinern die unendliche Zahl logisch möglicher Fälle (logischer Spielraum) bis auf den Grenzfall, in dem ein Ereignis mit exakten Raum-Zeit-Daten versehen wird.

(5) Die Prüfbedingungen von Theorien und damit ihr Bewährungsgrad sind ständig zu verbessern. Nicht-falsifizierte Theorien bilden den Schatz der (relativ und vorläufig) gesicherten Erkenntnisse.

(6) Die Entscheidung des Wissenschaftlers für ein Untersuchungsobjekt (Wertbasisurteil) bleibt als Problem unlösbar, solange es keine wissenschaftliche Ethik gibt; sein Engagement muss den Ausschlag geben. Doch sind Entscheidungen, Ziele und Werte auf logische und empirische Konsistenz (Realisierbarkeit) zu prüfen. Anerkennt man die Logik als Organon der Kritik (Basismoral), dann könnten auch „letzte Werte“ rationaler Diskussion unterworfen werden. Aussagen über den Objektbereich –formuliert in der Objektspra-

che – werden durch das Wertbasisurteil nicht berührt, da dies (wie die Untersuchungsmethoden) eine Sprachebene höher – metasprachlich – festgelegt wird.

(7) „Werturteile“ zeichnen einen Sachverhalt positiv oder negativ aus; für sie wird überpersönliche Geltung und Anerkennung von Seiten des Adressaten gefordert. Da sie den kognitiven Gehalt einer wissenschaftlichen Aussage nicht berühren, sollte die Wertung im Meta-Bereich verbleiben und nicht im Begründungszusammenhang auftreten (wie Neo-Normativisten, Marxisten u.a. es fordern). Wissenschaft ist wertfrei.

(8) Wissenschaftlich beantwortbar ist die Frage, ob man die „richtigen“ Faktoren für eine Erklärung gewählt hat (Relevanzproblem). Indikator für den Grad der Richtigkeit ist der Erklärungswert der Theorie. Konkurrenz zwischen Theorien sollte gefördert werden. Das impliziert die Veröffentlichung aller Informationen, die intersubjektive Überprüfbarkeit und Reproduzierbarkeit der Theorien und einen Gebrauch der Sprache, der an „Klarheit“ und „Exaktheit“ ausgerichtet ist. Objektivität entsteht im sozialen Prozess.

Diese methodologischen Prinzipien widersprechen entschieden den heute noch vorherrschenden platonischen, alt- und neupositivistischen, dialektischen und naive empirischen Tendenzen. Der Grundzug der in dieser Weise praktizierten Forschung ist ein aufklärerischer „kritischer Rationalismus“. Seine Vertreter versuchen Theorie und Realität in ständig wechselseitiger Kontrolle zu ergänzen: Eine Approximationstheorie der Erkenntnis, verbunden mit einer kritischen Methodologie.

Approximationsprozess der Erkenntnis

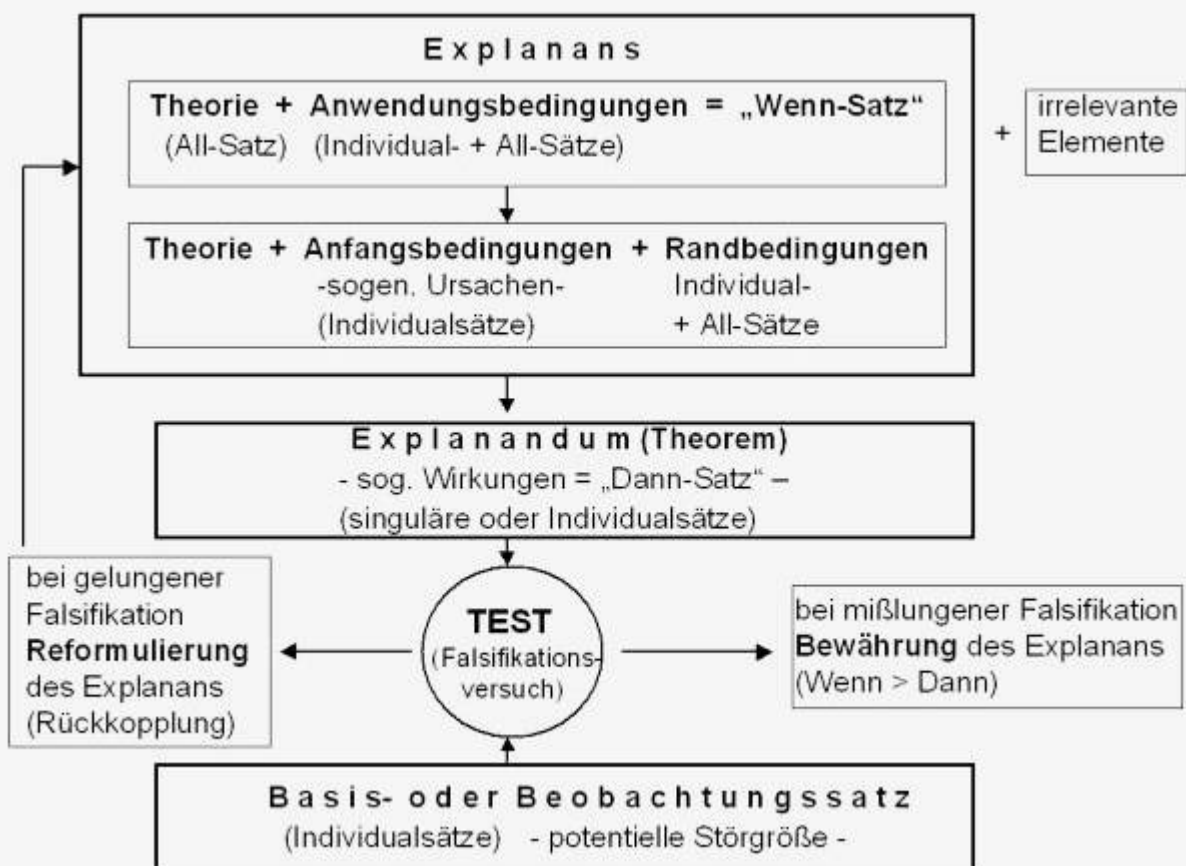
- trial and error process; Rückkopplungsprozess -

„Entdeckungs- oder Entstehungszusammenhang“

1. 1 Jemand erfindet eine Theorie (Theorie-Entwurf)
1. 11 Frage: Wie entstehen „neue Ideen“, „neue Theorien“?
1. 12 Antwort: Siehe die Begründungszusammenhänge der Psychologie, Soziologie usw. (Zufall, Intuition, Alltagserfahrung, dialektische Perspektive).

„Begründungszusammenhang“ (Wenn-Dann-Satz)

- II. 1 **Rahmenbedingungen** (formuliert in der Metasprache).
- II. 2 **Erklärung** (formuliert in der Objektsprache):



Anmerkungen:

¹ Vgl. den Absatzband von Hans Albert: Marktsoziologie und Entscheidungslogik. Ökonomische Probleme in soziologischer Perspektive, Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin 1967

² Hans Albert: Marktsoziologie..., a.a.O., S. 448 f.

³ Hans Albert: Marktsoziologie..., a.a.O., S. 474 ff.

⁴ Vgl. Karl R. Popper: Logik der Forschung, Tübingen 1966 (1934)

⁵ Zitat aus einem offiziellen Konjunkturbericht; Interjektionen vom Verfasser.

⁶ Hans Albert: Marktsoziologie..., a.a.O., S. 480 ff.

⁷ Talcott Parsons: Die Motivierung des wirtschaftlichen Handelns. In: Ders.: Beiträge zur soziologischen Theorie. Neuwied und Berlin 1964 (1954), S. 139 f.

⁸ Hans Albert: Marktsoziologie..., a.a.O., S. 205 ff.

⁹ Vgl. dazu Gerd Fleischmann: Nationalökonomie und sozialwissenschaftliche Integration, Tübingen 1966.

¹⁰ Vgl. Horst Hinz: Zu Karl Poppers Wissenschaftslehre. Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung, 1967, S. 466 ff.

Zum Autor:

Horst Hinz, Diplomvolkswirt

Lindenallee 13 A

61350 Bad Homburg v.d. Höhe

Ich wurde 1926 in Königsberg (Ostpreußen) geboren. Meine Eltern waren der Maurer- und Fliesenlegergeselle Walter Hinz und seine Ehefrau Herta Hinz geb. Grimm (gest. 1936). Ein gutes Jahr später heiratete mein Vater Margarete Schink, die ihm 1939 ebenfalls einen Sohn gebar.

Ab dem zehnten Lebensjahr besuchte ich das Humanistische Stadtgymnasium Altstadt-Kneiphof in Königsberg, das ich im Frühjahr 1944 (mit Notabitur) verließ. Bereits Anfang 1943 war ich als Luftwaffenhelfer ausgebildet worden; im Verlauf des Jahres wurde ich als Mitglied einer 5-köpfigen Schülerdelegation nach

Hamburg verlegt, um die Stadt vor feindlichen Bombern zu „beschützen“. Das Jahr 1944 brachte ein paar Wochen „Reichsarbeitsdienst“ (RAD) und dann die Einberufung zwecks „Weiterbildung“ an FLAK-Geschützen ab 1. Juli 1944 in Breslau. Ein Angebot der Waffen-SS lag nicht vor: mag sein, daß mein Vater wegen seiner Gewerkschaftstätigkeit vor 1933 als „unzuverlässig“ galt, weshalb er bereits mit „einem Jahr Arbeitsverbot“ bestraft worden war. Mein „Kriegsdienst“ führte mich bald über mehrere Stationen nach Holland zu den Panzerjägern, die mich umgehend nach Ungarn schickten, um dort den Ring der Russen um Budapest zu „sprengen“. Zum Glück gelang das nicht. Vielmehr geriet ich am 1. Mai 1945 in sowjetische Kriegsgefangenschaft: sie endete am 6. Juli 1948 in Munsterlager, Westdeutschland.

Meine Eltern fand ich in Dithmarschen wieder. Arbeit allerdings fand ich nicht. Das Arbeitsamt bot mir die Umschulung zum Beruf meines Großvaters an; er war in Königsberg selbständiger Klempnermeister gewesen. Ich sagte zu und verbrachte 6 herrliche Monate im Umschulungslager auf Sylt. Da Arbeitsangebote aber trotz meiner nun höheren Qualifikation ausblieben, setzte ich mich aufs Fahrrad und fuhr nach Herdecke/Ruhr. Dort fand ich auf Anhieb Arbeit bei der Stoffdruckerei HEINRICH HABIG AG. Neben der Arbeit an der 12-Farben-Druckmaschine wurde ich Gewerkschafter, Betriebsrat und Aufsichtsrat, und das so intensiv, daß ich nach rund 4 Jahren wegen Störung des Betriebsfriedens fristlos gefeuert wurde. Der Chef finanzierte den Beginn meines erwünschten Studiums und „den Rest“, so meinte er, möge

die Gewerkschaft übernehmen. So geschah es denn auch: Ich ging zur FU nach „West-Berlin“, wegen der Volkswirtschaft und wegen meiner inzwischen dorthin umgesiedelten Eltern.

Das Studium gefiel mir; es bescherte mir sogar den Höhepunkt meines geistigen Lebens: Im Seminar begegnete ich dem Thema „Hans Albert: Ökonomische Ideologie...“. Ich fiel aus allen Wolken, denn bis dahin hatte ich stets den Bezug zur Realität vermisst, die ich „in praxi“ ja schon erlebt hatte. Aus dem theoretischen Saulus schimmerte ein theoretischer Paulus hervor. Der Agnostiker aber blieb.

Mein Studium scheint relativ lange gedauert zu haben, nämlich vom Sommersemester 1955 bis zum Wintersemester 1963/64. Ich denke, der Eindruck trügt. Es war nämlich damals Berlin eine Stadt mit heißem Pflaster, das ertragen sein wollte. Also wagte ich es und fiel auch prompt in die Hände der Fallensteller in der DDR, das heißt in die Gruben des sozialistischen Staassicherheitsdienstes (STASI): Beim Versuch, einem Einwohner der mit Mauern verpackten DDR den Weg in den Westen zu ermöglichen, nahmen mich 4 oder 5 mit Revolvern bewaffnete STASI-Banditen fest. Zum Glück währte ihre „Gastfreundlichkeit“ nur 18 Monate (1957/58). Es war für meinen Geschmack wirklich höchste Zeit, als dann endlich anno 1989 die Mauer fiel und die Demokratie auch in der früheren „OSTZONE“ nach menschlichen Daseinsformen zu suchen begann.

Natürlich ist mit dem Suchen nach Alternativen nicht viel getan. Erst die Umsetzung der Ideen in die Praxis macht Wissen zur Macht, das heißt zur Chance, politisch-soziale Prozesse im Sinn ei-

gener Ziele beeinflussen zu können. Dabei sollte man sich stets jenes eigentümlichen Spannungsverhältnisses bewußt sein, das zwischen dem individuellen Anspruch auf Selbstverwirklichung einerseits und den gesellschaftlichen Ansprüchen unseres sozialen Wollens und Handelns andererseits besteht. Rabbi Hillel, der große Weise, faßte vor rund 2000 Jahren dies paradox-zwiespältige Problem in drei Fragen zusammen:

„Wenn ich nicht für mich selbst eintrete – Wer sollte es dann tun?

Und wenn ich nicht für andere eintrete – Wer bin ich dann?

Und wenn nicht sofort – Wann dann?“